## Feurige Kohlen.

Eine südafrikanische Geschichte
von
Theodor Gravenreuth (Kapstadt.)

Zwei Jahre lang hatten die beiden Ingenieure Brown und Smith, die bei einem Dorfe des portugiesischen Südafrika eine kompliirte Eisenbahnbrücke über den Zambesifluß und sein Ueberschwemmungsgebiet bauten, gemeinsame Messe gehalten und sich mit einem portugiesischen Koch begnügt. Sie waren immer gut mit einander ausgekommen, schwelgten in ihrer Einsamkeit in ihren gemeinsamen Erinnerungen an Hanover und Karlsruhe, wo sie studirt hatten, und waren ganz einig darüber, daß der Moselwein, den sie sich gegenseitig jeden Sonntag Mittag spendirten, im trockenen Klima Südafrikas noch besser munde als in Europa. Um die Uebung im Deutschsprechen nicht zu verlieren, hatten sie sich das Wort gegeben, sich nur deutsch zu unterhalten, so lange der deutsche Wein vor ihnen im Glase perlte.

Jetzt aber nahte der Zeitpunkt der Trennung. Brown sollte allein zurückbleiben, und der etwas jüngere Smith zwanzig Meilen nördlich einem großen Bureau derselben englischen Eisenbahnbau-Gesellschaft attachirt werden. Da Smith der Leiter der Messe gewesen war, so erschien es nur natürlich, daß er den portugiesischen Koch und dessen Frau, die ihm Wäsche und Zimmer in Ordnung hielt, mit sich nehmen sollte. Brown engagirte sich schon sechs Wochen vor dem Termin der Abreise einen neuen Koch, und zwar einen Schweizer, den das Schicksal in diese Einsamkeit verschlagen hatte. Das Erste, was der neue Koch zu thun hatte, war, nach Kapstadt zu fahren, dort seine Verhältnisse zu ordnen, einen Kochherd und Tafelgeräth zu kaufen und für seinen Herrn bei der Bank eine Drei Wochen Zeit waren ihm dazu bewilligt.

Kaum war er abgereist, so kam dem Ingenieur Smith eine gute Idee. Da der Brückenbau in gutem Gange war, konnte er, wenn Brown nichts dagegen hatte, sich einen Urlaub zu einer längeren Jagdpartie auf Antilopen verschaffen. Die Erlaubniß vom Hauptbüreau in Kapstadt traf in der That umgehend telegraphisch ein. Aber aus zwei Gründen mußte Smith das Jagdvergnügen noch drei Wochen bis zur Rückkehr des schweizerischen Kochkünstlers verschieben. Einmal konnte er seinen Freund in diesem Kafferndorf doch nicht ohne Koch lassen. Zweitens fehlte es ihm, da der Gedanke ganz plötzlich gekommen war, an dem für den Jagdausflug nöthigen Baargeld. Letzteres konnte ihm eben Brown von der aus Kapstadt durch den Koch mitzubringenden Summe verstrecken. Er mußte also wohl oder übel fast drei Wochen von seinem Urlaub nutzlos verstreichen lassen. Aber das stand ihm fest: „Am Dienstag, den 4. August soll der schweizerische Koch hier eintreffen. Mittwoch früh reise ich ab." Alles war am Mittag des besagten Dienstags bereits zur Abreise gepackt.

Aber wer mit dem Arbeitszuge dieses Zuges nicht kam, war mein Schweizer Koch. Smith war um so wüthender, da Brown diese Enttäuschung sehr phlegmatisch aufnahm und dem Schweizer seine Verspätung bereits im Voraus verzieh. Mit langen Schritten maß der nervös gewordene Jagdliebhaber die Länge seines Zimmers und sann auf Rache. Endlich ließ er den Koch rufen und befahl ihm in ernstem Ton: „Du packst sämmtliche Vorrathsreste, die noch in der Küche sind, und bringst sie hierher in mein Zimmer! Hörst Du? Sämmtliche, jede Kartoffel, jedes Stückchen Brod, jede Kohle und jedes Ei! Auch darfst weder Du noch Deine Frau für Mr. Brown etwas besorgen! Hast Du verstanden?"

Der Portugiese erlaubte sich die Gegenbemerkung, daß ja doch morgen früh für Herrn Brown das Frühstück besorgt werden müsse, und auf seines Herrn Einrede, daß Brown ja doch „vis-a-vis" im Speisehause der Arbeiter essen könne, wie er (der Koch) dies auch thue: „Aber Sie wissen ja, Herr Brown ist nicht gern im Speisehause!"

„Ist mir eben recht!" schrie ihn Smith an. „Zwingt er mich, noch einen Tag länger hier zu bleiben, so nöthige ich ihn, im Speisehause zu essen!"

Die letzten Worte hatte Brown, der an seinem Schreibtische saß, genau gehört, ohne ihren Sinn auf sich zu beziehen. Als aber der portugiesische Koch erschien und mit dem besten Englisch, dessen er fähig war, viele complimentenreiche Dankesworte für das Geldgeschenk aussprach, das Brown ihm zum Abschied gegeben, und wie sehr er bedauere, ihm morgen kein Frühstück besorgen zu können, weil sein Herr alle Reste in sein Zimmer genommen habe, wurde ihm der Zusammenhang des Racheplanes klar. Phlegmatisch, wie er war, verlor er aber seine Ruhe nicht.

Am nächsten Morgen stand er früh auf, säuberte seine lange nicht mehr benutzte Wiener Kaffeemaschine, suchte seine Kaffeebüchse und ein Restchen Alkohol aus seinem Schrank und ließ es lustig brennen, während er sich anzog. Dann öffnete er eine von jenen Bouillondosen, mit denen eine bekannte Londoner Firma die ganze außereuropäische Welt versieht, und aß und trank [illegible] und vergnügt und zugleich nachdenklich wie ein Philosoph. Wie eine Erinnerung aus seiner Studentenzeit in Deutschland kam es über ihn, daß er seinen Lieblings-Refrain aus jener Zeit vor sich hersang: „Ist mir alles eins, ist mir alles eins, ob ich Geld hab' oder keins."

Da hörte er auf der Treppe, die von dem Zimmer seines Kollegen in dessen Schlafgemach führte, lauten Stimmenwechsel und Geschrei. Bei der Hellhörigkeit des ganz aus Holz gebauten Hauses konnte er sogar das Klatschen von Ohrfeigen deutlich vernehmen. Als er vor seine Zimmerthür eilte, sah er, wie der Koch seine Frau mißhandelte und ihr die schlimmsten portugiesischen Schimpfwörter an den Kopf warf. Brown trennte die Streitenden, und der Koch entschuldigte seine Wuth mit einer Erzählung, wie er soeben durch's Schlüsselloch gesehen habe, wie Mr. Smith seine Frau, die ihm Wasser zum Rasiren brachte, geküßt habe; wie könnte er eine Frau, die sich das gefallen ließ, anders behandeln! Endlich schaffte Brown Ruhe. Der Koch schloß sich in seine Kammer ein, und die Frau schluchzte in der Küche weiter über die Schlechtigkeit dieser Welt.

Aber zwei Stunden später gab es nur lauteren Zank und Streit in Smith's Zimmer. Es ging englisch und portugiesisch durch einander; denn der wüthende Koch überschätzte offenbar seines Herrn Kenntniß von dieser schönen Sprache. Dazwischen hörte Brown aber ganz deutlich einige an ihn adressirte Worte von Smith; er möchte doch kommen und das Gewehr in der Ecke an sich nehmen, damit der Koch in seiner Wuth ihm nicht den Schädel damit einschlage. Brown eilte hinzu, nahm das Gewehr und schob mit Ueberredung und Gewalt den Koch aus dem Zimmer. Smith behauptete, daß ihm Unrecht geschehen sei; er habe nur der hübschen jungen Frau die Wangen gestreichelt, und Brown war zu vernünftig, um seine Zweifel an der Wahrheit dieser Aussage zu äußern.

Das den beiden Engländern Unangenehmsten an dem ganzen Vorgang war, daß auf den Lärm die gerade im Speisehause frühstückenden Arbeiter, Schwarze und Weiße, herbeigeeilt waren und die Szene mit angesehen und gehört hatten.

Um zehn Uhr, als Brown wieder ganz vertieft in die Berechnung der Zahl der Ziegelsteine war, die für einige Brückenpfeiler aus Kapstadt noch gesandt werden mußten, öffnet sich die Thür, und Smith erscheint.

„Ich hatte eigentlich die Absicht, heute zum Abschied einmal im Speisehaus zu essen. Aber nach dem heutigen Skandal in meinem Zimmer genire ich mich etwas, mich dort zu zeigen."

„Nun, dann geben Sie Ihre Absicht auf und essen hier!" sagte Brown kühl.

„Ganz recht. Aber der Wütherich von Koch wird für uns nichts mehr besorgen wollen. Und wenn er es thut, mischt er vielleicht Gift in die Speisen."

„Er wird doch nicht!" sagte Brown mit seiner typischen Ruhe.

„Aber ich habe erfahren", fuhr Smith fort, „daß Ihre alte Aufwärterin Maria ganz gut kochen soll. Fragen Sie sie doch einmal, ob sie uns nicht aus der Verlegenheit helfen will! Einige Vorräthe findet sie in meinem Zimmer. Gott sei Dank, habe ich sie in Folge eines glücklichen Zufalls dem Koch noch bei Zeiten zu entwinden gewußt."

„Schön!" sagte Brown, indem er sich das Lächeln verbiß, und Smith entfernte sich.

Auf Brown's Klingeln erschien der schwarze Boy, der den Auftrag erhielt, schleunigst die Sennora Maria zu rufen. Die Alte war ganz bereit, für ihren Herrn zu kochen; aber mit dem Mr. Smith wollte sie nichts zu thun haben. Lieber wolle sie aus dem Speisehause Holz, Eier und Hühner leihen, als sich mit der Bitte um die doch eigentlich gestohlenen Sachen an den „Ladykiller" Smith wenden.

Aber gerade als sie Brown's Zimmer verließ, erschien auch schon der schweizerische Koch, ein gelernter Bäcker von kleiner Statur, jedoch ganz ansehnlichem Leibesumfang. Er erklärte, daß er beim Abholen des Geldes von der Bank Zeuge eines Diebstahls gewesen sei, der am 1. August zur Verhandlung kam. Auch er war als Zeuge geladen worden; es habe aber wegen vieler Einwände des Vertheidigers bis zum Dienstag Nachmittag gedauert, ehe er vernommen wurde. Er komme deshalb einen Tag später, als verabredet war. Das Geld zählte er Brown in den gewünschten kleinen Münzsorten auf den Tisch.

Der derbe Schweizer machte keine Schwierigkeiten, sich die Vorräthe aus Smith's Zimmer zu holen. Da er selbst allerhand Delikatessen mitgebracht hatte, so konnte er seine Kunst gleich zeigen. Brown spendirte zum Abschied seine letzte Flasche Moselwein aus dem gesegneten Jahre 1897. Als sich die beiden Freunde etwas verspätet zu Tisch setzten, nachdem Smith das gewünschte Geld erhalten hatte, war die gute Stimmung, die sonst im Hause geherrscht hatte, bald wieder hergestellt. Nur sagte Smith, als er den Wein probirt hatte, mit gerötheten Wangen: „Brown, Sie sammeln feurige Kohlen auf mein Haupt!"

Der dicke Schweizer erwies sich auch als ein Menschenkenner. Zwischen den portugiesischen Eheleuten stiftete er schnell Frieden und verpflichtete Beide, bei Smith weiter zu dienen, als wenn nichts vorgefallen wäre, falls der geschädigte Ehemann zehn Pfund Sterling als Sühne erhielte. Gern zahlte Smith diese Summe und gab auch dem Schweizer noch ein Pfund als Trinkgeld für die Friedensstiftung. In der Frühe des nächsten Tages brach er zu seiner Jagdpartie auf Antilopen auf.

Vier Flaschen Schwarzwalder Kirschengeist ließ sich der Koch für das als Trinkgeld erhaltene Pfund Sterling aus Kapstadt kommen. Und so oft er in den nächsten Wochen nach getaner Arbeit sein Gläschen nahm, klopfte er den Kork mit dem leisen Zweifel wieder ein: „Ob dem Bahnfer wohl der Kuß so gut gethan hat wie mir seine Prozeßkosten?"

## Meine Heirath.

Blätter aus dem Tagebuche eines jungen Mädchens. Von Ludovic Halevy (Mitglied der Akademie). Deutsch von E. L. von Welden.

An dem Tage, an dem ich 18 Jahre alt war, schrieb ich auf die erste Seite dieses kleinen, sorgfältig geheim gehaltenen Heftes diese einfachen Worte:

„Meine Heirath."

Und schon sind ihrer fünf im Kampfe geblieben! Heute Abend, ich bin dessen sicher, ist die Reihe an einem sechsten Kandidaten. Sollte es endlich Derjenige sein, der bestimmt ist, mein sehr unterthäniger und sehr gehorsamer Herr und Gebieter zu werden?

Möge er sich auf jeden Fall auf die strengste und eingehendste Prüfung gefaßt machen!

Denn ich, ich bin nicht wie Mama, ich verliere nicht gleich den Kopf!

* * *

Ich täuschte mich nicht ... Es war richtig der Sechste! ... Aber gehen wir mit Ordnung zu Werke und notiren wir eins ums andere all die kleinen und großen Ereignisse des gestrigen Abends.

Nach dem Diner gehen wir hinauf, um uns anzukleiden, Mama und ich. Ich pflege Zeit und Sorgfalt darauf zu verwenden ... Nun ja, ich thue mein Möglichstes, ich muß es zugeben ... Ich komme vor anderthalb Stunden nicht wieder herunter ... Auf meinem Wege zurück finde ich alle Thüren offen und während ich mich ohne Geräusch dem kleinen Salon nähere, höre ich Papa, der zu Mama sagte:

„Also, Du glaubst, daß es nothwendig ist?" ...

„Durchaus nothwendig ... Ueberlege doch nur. Deine Anwesenheit ist unerläßlich ..."

Die Versuchung war zu groß. Ich bleibe stehen ... Ich horche ... War ich nicht ein wenig in meinem Rechte? Gab es jemals eine legitimere Neugierde?

„Warum unerläßlich?" versetzt Papa. „Ich kenne ihn, diesen jungen Mann .. Ich habe ihn sehr oft im Klub angetroffen ... Ich habe selbst einmal Abends den Whist mit ihm gemacht ... Er spielt nicht allzu schlecht ... Er hat Irene gestern zu Pferde gesehen, er hat sie entzückend gefunden. Das ist gewiß recht schön, aber was habe ich dabei zu thun? Das geht Dich an ... Dich und Irene."

„Bester Freund, ich versichere Dich, die allerstrikteste Konvenienz erfordert es ..."

„Schon gut ... schon gut ... ich werde gehen ..."

Und darauf Schweigen ... Nichts mehr ... Ich erwartete den Namen ... Keinen Namen! Das Herz hüpfte mir ein wenig in der Brust ... und da ich etwas geschnürt war, etwas sehr geschnürt sogar, hörte ich es deutlich tick tack, tick tack machen gegen mein Korset. Ich bleibe noch zwei oder drei Minuten so stehen. Man wollte mir nichts sagen; ich mußte mir also den Anschein geben, nichts zu wissen.

Etwas wußte ich indessen, und zwar etwas sehr Wichtiges. Er war vom Jockey-Klub! Und darauf sehe ich vor Allem. Wenn ich dem so großen Werth beimesse, so ist das die Schuld Papas. Jemand, der nicht dem Klub angehört, existirt nicht für ihn. Ich bin in diesen Anschauungen erzogen worden. Mein Gemahl wird vom „Jockey" sein!

Wir steigen alle drei in den Landauer und wir fahren weg — Papa düster, niedergeschlagen, schweigsam; Mama immer in der gleichen Aufregung ... Ich, anscheinend gelassen, aber sehr beunruhigt, gleichwohl ... Warum dieses Geheimniß? Dieser Herr hatte mich Tags vorher zu Pferde gesehen ... Es war recht artig von ihm, mich entzückend gefunden zu haben! War er es, der verlangt hatte, mich bei Licht und dekolletirt wieder zu sehen? Das Alles schien mir nicht korrekt ... Man hätte ihn meiner Prüfung unterwerfen sollen, diesen jungen Mann, bevor man ihm mit einer solchen Freigebigkeit, zu Fuß und zu Pferde, die Ehre meiner Person erwies ... Genug!!!

Um halb zehn Uhr endlich kommen wir bei den Mercerey an ... O weh! Armer Papa! Es war richtig eine musikalische Soiree ... Und, was musikalische Soireen anbelangt, das Schlimmste, was man sich denken kann für Jemand, der gegen diese Art von Vergnügen nicht abgehärtet ist ... Ein Quartett ... Und das „Klassischste, was man hat."

Wenig Gäste ... Alles in Allem etwa zwanzig Personen. Eine drollige Soiree, der man die Eile und die Improvisation anmerkte, ein kleines banales Fest, das weder Hand noch Fuß hatte; man kannte sich nicht, man trat nicht in Fühlung mit einander; der Arzt der Mercerey, ihr Architekt, ihr Notar, offenbar nur geladen, um zu füllen, zu garniren, mitzuzählen.

Es ist eben ganz und gar nicht leicht, etwas Passendes zu arrangiren im Monat November. Es sind noch so wenig Menschen in Paris! ... Man ist gezwungen, sich für die vertraulichen Zirkel mit Leuten zu begnügen, die man kaum zu den großen Festen laden würde, in der besten Saison, im Monat Mai.

Bei unserer Ankunft spielt man gerade das Andante einer Sonate, so daß wir uns verstohlen in aller Stille einführen können. Ich mache es mir in einer kleinen Ecke bequem, und von da aus examinire ich mit meinem einzigen raschen Blick das Schlachtfeld. Hier und da einige Alte oder „Mittelalterliche", verlebt und kahlköpfig. „Rien pour moi! ... Aber, in der entgegengesetzten Ecke, ein kleines Häuflein von vier jungen Leuten, alle vier unbekannt. Kein Zaudern möglich! „La est l'ennemi!"

Ja, aber welcher ist es? Ich komme zu folgendem Schlusse, der mir in seiner Einfachheit geradezu bewundernswürdig erscheint: „Es ist Derjenige, der mich am wüthendsten betrachten wird." Ich schlage bescheiden die Augen nieder, und ich nehme die Haltung eines sehr verständigen jungen Mädchens an, das sich ganz und gar den erhabenen Genüssen einer Haydn'schen Sonate überläßt.

Dann, plötzlich erhebe ich den Kopf und mein Blick fällt kerzengerade auf das kleine Häuflein der jungen Leute. Aber ich bin gezwungen, den Kopf noch viel schneller wieder zu senken, als ich ihn erhoben hatte. Alle vier betrachten mich mit einer augenscheinlichen Neugierde und mit einem augenscheinlichen Vergnügen ... Ich lasse die Sonate ein wenig fortschreiten und ich erneuere das Experiment ... Der gleiche Erfolg! ... Wieder sind diese vier Paar Augen auf mich gerichtet ... und so desgleichen zu wiederholten Malen.

Ich denke, daß ich dieser Aufmerksamkeit nicht ganz unwürdig war. Ich war hübsch, sehr hübsch. Das Land ist mir vortrefflich bekommen dieses Jahr. Ich bin ein wenig voller, runder geworden, nicht zu sehr, aber gerade recht ... Virginie, mein Kammermädchen, sagte mir es gestern Abend, während sie mich ankleidete: „Ah, gnädiges Fräulein wissen nicht, wie sehr Sie diesen Sommer zugenommen haben!" Worin Virginie sich täuschte. Das „gnädige Fräulein" wußte es sehr gut ... Man weiß solche Dinge immer am ersten selbst.

Schluß des Quartetts ... Kleines Meli-Melo ... Ich halte es nicht länger aus. Ich nehme Mama ein wenig auf die Seite und sage zu ihr:

„Mama, ich bitte Dich, zeig' ihn mir!"

„Wie, kleine Maske, Du hast errathen?"

„Ja, ja, ich habe errathen ... Aber zeige ihn mir, schnell, schnell ... Die Musik wird gleich wieder beginnen."

„Nun, denn, es ist jener große Brünette, dort links, unter dem Gemälde von Meissonier ... Sieh' nicht hin ... Er sieht Dich an ..."

„Er ist nicht der Einzige. Sie thun ja Alle nichts anderes, alle, alle!"

„Er schaut nicht mehr her ... Sieh' nur ... er tritt jetzt auf Papa zu ... Er spricht mit ihm."

„Er ist nicht übel."

„Ich glaube es wohl, daß er nicht—"

„Einen etwas großen Mund .."

„Ich finde nicht."

„Oh doch, Mama! ... Aber schließlich, das Ensemble kann gehen."

„Und wenn Du wüßtest! Geburt, Vermögen, Alles, was man nur wünschen kann! Es ist ein außerordentlicher Glücksfall ..."

„Und wie heißt er?"

„Le comte de Martelle-Simieuse ... Sieh' nicht mehr hin. Er fängt wieder an, Dich zu betrachten ... Ja, er ist ein „Martelle-Simieuse", und die „Martelle-Simieuse" sind Geschwisterkinder der „Landry-Simieuse" und der „Martelle-Jonsac ... Und siehst Du, die „Martelle-Jonsac ..." Tock, tock ... Einer der Musiker klopft auf sein kleines Notenpult ... Das macht dem Redestrom Mama's ein Ende ... Wir setzen uns. Das ist Mozart jetzt ... Ich schmiege mich wieder in meine kleine Ecke und ich versinke in tiefes Nachdenken. Das muß ja eine ganz einzige Partie sein, denn Mama befand sich in einem wahren Zustande der Begeisterung! ...

Komtesse de Martelle-Simieuse! .. Zwei Namen! Mein Traum! Zwei Namen haben! ... Ich hätte Herzogin vorgezogen, natürlich; aber es giebt so wenig Herzoge, unbestreitbare Herzoge — zweiundzwanzig nur, glaube ich — daß es Thorheit wäre, zu hoffen ... Es bleibt also bei Gräfin!

Komtesse de Martelle-Simieuse! ... Der Name hat Klang ... Ich wiederhole ihn leise für mich selbst ... Ich höre ganz und gar nicht auf das Quartett von Mozart ... Ist das wirklich Mozart, was die da spielen, diese zwei Geigen, diese Bratsche und dieser Baß? Die vier Instrumente singen mir ein Lied, dessen Refrain also lautet: „Madame la comtesse de Martelle-Simieuse ....

## Hoppe-Gust.

Eine wahre Geschichte von Alfons de Resee.

Unterhalb der Feste Courbiere, ganz versteckt in einer Einbuchtung der Weichsel, liegt ein armseliges Dörfchen. Die Bewohner desselben ernähren sich meist vom Tagelohn und vom Fischfang, da der heimathliche Boden unfähig ist, ihnen allen das Leben zu fristen. Nach der erbärmlichen Erde, auf der die Hütten gebaut sind, hat der Ort auch seinen Namen „Piasten", der von dem polnischen Wort „piasek" (d. h. Sand) abgeleitet ist. Und doch haben die Piasten einmal in Ueberfluß und Müßiggang gelebt, das war zu Anfang der 40er Jahre, als der Hoppe-Gust in das Dorf gezogen kam. Kein Mensch wußte, woher die Piasten plötzlich den Wohlstand hatten, Keiner ahnte, wie sie es anstellten, tagelang nicht zu arbeiten und doch immerwährend Feste zu feiern und zu schwelgen. Es schien nicht mit rechten Dingen zuzugehen, und doch mußte es so sein, denn nirgends wurde irgend etwas von einer Unthat oder Eigenthumsvergehen bekannt. Freilich, der Landgendarm und der Amtsexecutor wohnten Beide weit; der Erstere hatte einen großen Bezirk, und der Letztere war froh, wenn er seine Steuern eingezogen, seine Requisitionen erledigt hatte und wieder außerhalb der Piasten Gemarkung war. Sie machten ihm einen unheimlichen Eindruck, die Männer von Piasten, und unheimliche Dinge trieben sie auch wohl des Nachts beim Gust im verschlossenen Hinterzimmer, aber es kam nicht heraus, denn sie verriethen sich nicht — vielleicht aus Furcht vor einander. — Wen kümmerte es, wenn das eigene Hab und Gut, die eigene Haut nicht in Frage kam! Wer wußte, daß sich am oberen Lauf der Weichsel die Fälle mehrten, in denen Holztraften aus Galizien ohne Führer eintrafen! Es wäre auch Niemand aufgefallen, denn in stürmischen Frühjahrs- und Herbstzeiten kam es oft vor, daß einige von den häßlichen, stupiden Flössern aus Galizien, die zum Sterben zu dumm waren, in der tückischen Weichsel ertranken und ihre Traft ruhig weiter schwamm gen Danzig, an das Ziel der Reise. — Aber jeder Mensch hat sein Schicksal, dem er nicht wehren, daß er nur schlimmern oder bessern kann, und auch Hoppe-Gust entging ihm nicht.

Sie hatten viel gezecht die letzten Tage und nun saßen sie schon wieder beim Hoppe-Gust in der Hinterstube und ließen die Flasche kreisen. Rohe Reden unterhielten sie. Hoppe-Gust aber gab die Bekräftigung mit dröhnender Faust auf den Tisch. Seine vom Branntweingenuß verschwommenen Augen rollten wild im Kreise.

„Das schwör ich Euch, Jungs: wenn es einem von Euch einfallen sollt, das Maul zu reißen beim Landgendarm, so kriegt er Gemeinschaft mit den Pollaten unten bei den Fischen!"

Schier ängstlich geloben sie ihm Schweigen bis an den Galgen und zechen weiter. Die Talglichter schweelen und werden kleiner und kleiner; Gusts Weib, die Hanne, erneuert sie und geht ab und zu, um Branntwein nachzufüllen. Mitternacht ist längst vorüber. — Da klopft es in wohlbekannter Weise an den Außenladen. Der Jochem ist's, der heuer die Lauer hat; sie lassen ihn ein. Er schüttelt die vom Regen triefende Pudelmütze ab und nimmt erst einen kräftigen Schluck, ehe er berichtet.

„Hoppe-Gust — frisch Fleisch in Sicht. Ihr könnt Euch parat halten, — in anderthalb Stunden sind sie heran!"

Das giebt ein Freudengewieher. So scheußlich ihr Gewerbe ist, es hat doch seinen eigenen Reiz. Bald rüsten sie sich zum Aufbruch. — —

Langsam kommt es auf dem schwarzen, breiten Strom daher, ahnungslos dem Verhängniß entgegen. Von ferne blinken einige winzige Lichter, die den Raubgesellen der Weg zeigen. Vorne an im Boot sitzt Hoppe-Gust mit seinen beiden wildesten Genossen. Der Jochem und der Mathes führen das Ruder, der Jonas ist am Steuer. Die Andern sollen am Lande bleiben und sich für alle Fälle bereit halten. Mäuschenstill geht Alles vor sich — sie sind es gewöhnt, sie kennen ihre Aufgabe. Toller als sonst spukt heute der Branntwein in ihren Köpfen, unsicherer als gewöhnlich ist heute die Hand, aber sie gestehen es einander nicht ein. Das Boot führt kein Licht, der vorsichtige Ruderschlag wird gedämpft durch das Rauschen des Stroms und den heftig niedergehenden Regen. Merkwürdig — der Hoppe-Gust fühlt heute etwas wie eine Zaghaftigkeit. Die verbrecherische Energie will nicht recht kommen. Vor dem Blick flimmert es ihm, und die Hand, die das Messer führen soll, fühlt sich schwächer als sonst. Der verdammte Branntwein!

„Sind wir Alle beieinander? Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs! Diese niederträchtige Finsterniß! Kaum daß man von Einem bis zum Andern sehen kann! Jahn und Peta! gebt Acht, daß Ihr beim ersten Anprall gleich mit mir auf das Holz springt und nicht vorbei! Und Ihr haltet das Boot, daß es nicht zu weit abgeht!"

Ganz nahe sind sie bei. Im Dunkel erkennen sie bereits die Strohhütte, in der sie ihre Opfer schlafend wähnen. Hoppe-Gust steht zum Sprunge.

„Los!"

Der letzte Ruderschlag mit der ganzen Muskelkraft, und in jähem Anprall stößt der Kiel des Bootes auf das Holz! — Eine Secunde verhängnißvollen Zauderns, dann springt Hoppe-Gust wie eine Tigerkatze, — oh — vorbei! Er hat den rechten Augenblick verpaßt und den Sprung um einen Zoll zu kurz gemessen! Mit einem grellen Aufschrei versinkt er — unter der Traft. Die Anderen faßt lähmendes Entsetzen, sie werden mit dem Boot zurückgetrieben. — Für die auf dem schlanken Holze aber hat der Aufenthalt genügt, sich zur Abwehr zu bereiten. — Da erscheint der Kopf Hoppe-Gusts über dem Wasser, und seine Hände klammern sich an das Boot, daß es zu kentern droht. Sie helfen ihm mit aller Kraft, sich hineinzuschwingen, aber da — — — da, — wie er grade über Bord kommt — — — kracht drüben ein Schuß, und mit einem wehen Aufschrei sinkt er den Genossen vor die Füße. — In ihrer Rathlosigkeit und Angst suchen sie so schnell, so schnell als nur irgend möglich von dem Floß abzukommen, aus dem Bereich des tödtlichen Bleis. Wie feige sie zittern! Ihr Muth, dessen sie sich gegeneinander so oft gebrüstet, er hat nur bis zu dem Augenblick gewährt, wo ihnen Widerstand entgegengesetzt worden ist. Feuerwaffen auf einer Traft, — das haben sie nicht vorausgeahnt, das ist ihnen noch nie begegnet. — Und im Schweiße ihres Angesichts ertkommen sie und bringen den stöhnenden, fluchenden Gust zu seinem fluchenden Weibe zurück nach Piasten. Die Hanne ist rasend, sie verflucht sie, sie verflucht den Gust und sein scheußliches Handwerk.

— — — — — — — — — — — —

Zu Rathe sitzen sie! Aber nicht beim Hoppe-Gust im Hinterzimmer, sondern beim Peta auf der Tenne. Die Furcht vor kommenden Dingen malt sich in ihren Mienen. Seit der Gust fehlt, fehlt auch der Muth.

„Schlimm, schlimm, Jungs! Es geht um den Hals! — Die Flissaken machen Anzeige und Hoppe-Gusts Bein verräth Alles. Wir sind verloren!"

„Es bleibt nichts übrig! Wir müssen thun, wie uns die Weiber rathen, sonst — —"

Sie tuscheln eine Weile geheimnißvoll, dann reichen sie sich entschlossen die Hände und gehen auseinander. —

Mitternacht ist längst vorüber! Hoppe-Gust wälzt sich fluchend auf seinem Lager. Da klopft es in wohlbekannter Weise an den Außenladen.

„Wer ist da?"

„Der Peta!"

Hanne öffnet verwundert. Der Peta ists wirklich — aber nicht allein — zehn oder mehr gehen mit ihm. Hoppe-Gust kurzelt die Stirn.

„Was wollt Ihr noch so spät? Ihr wißt doch, daß ich nicht mitgehen kann!"

„Doch, Hoppe-Gust — Du kannst! — Du mußt!"

„Was soll das heißen?"

Sie sahen sich einen Augenblick verlegen an. Dann hüstelt der Peta und rückt sich einen Schemel an das Bett.

„Siehst Du, Hoppe-Gust — es thut uns ja leid um Dich, aber — — — — aber — — — — —"

Erstaunt sieht der Gust auf den Sprecher.

„Na — es wird schon vorübergehen. Wenn nur das Blei nicht drin säße! Einen Doctor darf man ja nicht holen!"

„Hm! — — Hm! — Siehst Du, Gust — — hm — Du hast uns geschworen — und wir — haben uns doch auch geschworen, daß Der, der uns verräth — — zu den Fischen soll — da nach unten! — Siehst Du — Du kannst ja nicht dafür — — aber — aber Dein Bein — verräth uns doch — und —"

Gellend, wie ein Wahnsinniger lacht da der Verbrecher auf und lacht und lacht!

„Ihr mich?"

Aber schon nähern sie sich Alle seinem Lager und fassen ihn zaghaft an. Wie ein wildes Thier bäumt sich das Opfer und schlägt um sich und brüllt — und die Hanne kreischt markerschütternd und beißt und kratzt und spuckt. Ihren Widerstand beseitigt schnell ein Knebel in den Mund, ein Strick um die Gelenke. Und wie der Gust erst am Boden liegt, wehrlos und matt, da beginnt er zu winseln wie ein Hund und um Gnade zu bitten, Die, mit denen er so lange erbarmungslos gemordet. Aber sie kennen kein Erbarmen. Grade wie einen Hund stecken sie ihn in einen Sack, um ihn fortzuschleifen. Drunten am Ufer beschweren sie die Last mit Steinen und bringen sie auf die Mitte des Stromes. Dann geschiehts. Lebend hat den Hoppe-Gust kein Mensch mehr gesehen. — — —

Die Hanne ist noch in der Nacht, nachdem sie frei gekommen, heimlich aus dem Dorf. Keiner hat daran gedacht, daß sie auf das Amt gehen könnte und Alles verrathen. Erst als am andern Tage Gendarmen erschienen und das Nest aushoben, wurde den Verbrechern klar, daß sie nur halbe Arbeit gethan hatten. — — —

Todesurtheile wurden damals nicht bestätigt. So sind sie denn Alle elend im Zuchthaus gestorben und verdorben. Ein Einziger kam nach vielen, vielen Jahren als weißhaariger Alter zurück nach Piasten; er hatte sich durch langen, reuigen Lebenswandel die Freiheit zurückverdient. Bis vor kurzer Zeit lebte er noch und ging vollends auf in Reue und Dankbarkeit gegen die Vorsehung, die ihn die Heimath — so elend sie auch sein mag — noch einmal hatte wiedersehen lassen.

— Der neuentdeckte Planet. Vom Observatorium des Harvard-College ist vor Kurzem die interessante Mittheilung gemacht worden, daß der kleine Planet, der von Wittin Berlin im August 1898 entdeckt wurde, und der der Erde zu gewissen Zeiten näher kommen soll als ein anderer Planet, bereits mehrmals, wie sich nach längerer Nachforschung ergeben hat, als schwaches Objekt auf Photographien, die in Harvard aufgenommen wurden, sich gezeigt hat. Die erste der Photographien ist bereits im Dezember 1893 angefertigt worden. Prof. Chandler, von dem die Mittheilung ausgeht, bemerkt hierzu, daß es ihm durch Vergleich der Ergebnisse seiner Untersuchungen mit den seit der Entdeckung gemachten Beobachtungen gelungen sei, die Bahn des Planeten sehr genau zu bestimmen.